

18. Vom Werkzeug zum System

Juan Illich, In den Flüssen nördlich der Zukunft, München 2006

CAYLEY: In diesem Gespräch möchte ich die Frage des Werkzeugs noch einmal aufgreifen sowie deine Behauptung, es habe erst nach dem 12. Jahrhundert eine eigene und unabhängige Existenz erhalten.

ILLICH: Vor einer Weile habe ich von Father John Considine gesprochen, dem Maryknoll-Priester, der Papst Johannes XXIII. davon überzeugte, die Kirche in die «Allianz für den Fortschritt» einzureihen. Die Missionare glaubten, diesen Armen zu helfen, und helfen hieß, den Leuten Hilfsmittel zu verschaffen, Werkzeuge, die sie nicht hatten – Strom, Penicillin, geeignete Rechtsmittel, instrumentell ausgerichtetes Wissen. Das hielt man für selbstverständlich. Es ist ebenso schwierig, Begriffe wie Instrument, Werkzeug, Gerät und Technik in epistemische Klammern zu setzen, wie in der Ethik Normen oder Regeln. Sobald wir von Gewissen sprechen, wird jemand die Normen heranziehen, nach denen ein gewissenhafter Mensch handeln sollte. Und sobald wir von Hilfe sprechen, als Folge meiner Liebe zu dir, meines Wohlwollens dir gegenüber, denken wir vor allem daran, wie ich dich befähige, indem ich dir ein Gerät oder eine Technik zur Verfügung stelle. Nun, vor zwei Jahren sprachen wir über die Tatsache, dass die Idee des Werkzeugs selbst als besonderer Typus von Kausalität einen geschichtlichen Anfang hat, und dass diese Idee des Werkzeugs in der Scholastik des späten 11. und frühen 12. Jahrhunderts deutliche Gestalt annahm. Es war fast absurd, aber richtig, dass wir damals von der Entdeckung sprachen, dass Engel, die reine Geistwesen sind, Werkzeuge benötigen – das sind die Planeten –, um als Gottes Statthalter die Welt in Ordnung zu halten. Wir können die Zeit zwischen dem 12. Jahrhundert, in dem ich mich so heimisch fühle, und heute als eine Epoche der Technik oder des Werkzeug-Machens betrachten. Unter «Werkzeug» versteht man einen Gegenstand, der eine menschliche Absicht verkörpert, vergegenständlicht oder in Form bringt, und den ein Mensch ergreifen oder liegen lassen kann, wenn er das Ziel verfolgen will, das dieser Absicht entspricht. Diese Epoche ist durch ihren Glauben an die Allgegenwart von Instru-

menten geprägt: die Augen sind Instrumente zum Sehen, ähnlich einer Kamera; Begriffe sind Hilfsmittel zur Erkenntnis; Gesetze sind Mittel, um die Gesellschaft zu ordnen. Vor dreißig Jahren war es fast unmöglich, irgendjemanden dazu zu bringen, in Zweifel zu ziehen, dass sich der Begriff «Werkzeug» auf eine natürliche Kategorie bezieht, ohne die wir nicht vernünftig denken können. Sogar der Körper wird zum Werkzeug der Seele oder des Menschen, und, noch wesentlicher, die einzelnen Organe werden zu spezifischen Maschinenteilen, um spezielle Funktionen im Körper auszuführen. Es wird schwierig für alle, außer für Häretiker oder Homöopathen – und du weißt, wie schwer es der Medizin fällt, die Existenz von Homöopathen zu schlucken –, medizinische Hilfe anders zu denken denn als Bereitstellung von Instrumenten, die in die fehlerhafte Funktion eines Organs eingreifen. Die Tatsache, dass diese instrumentelle Art, die Welt um uns und uns selbst wahrzunehmen, einen geschichtlichen Anfang hat, wird im Fall der Ärzte besonders deutlich, weil bei ihnen eine nicht-instrumentelle Denkweise viel länger überlebt hat als bei Juristen, Philosophen, Theologen, Moralisten und natürlich Naturwissenschaftlern. Noch im 18. Jahrhundert führte der typische Arzt keine Tests an Patienten durch. Erst der bedeutende Franzose Laennec,¹ hörte etwas, was noch nie jemand zuvor vernommen hatte, als er eine Zeitung zu einem Proto-Stethoskop zusammenrollte und den Wasserwellen im Bauch einer schwangeren Frau lauschte. Es erscheint verrückt, aber in unserer westlichen Gesellschaft begann man erst im 19. Jahrhundert damit, die Herzschläge zu zählen. Bis zu Paracelsus, also ein paar Jahrhunderte früher, suchte der Arzt niemals nach der Ursache der Krankheit in einem Menschen. Er hörte dem Kranken zu und dem, was die Natur diesem Menschen mitteilte – in den Schmerzen, in der Schwierigkeit beim Atmen, in der Ängstlichkeit, in der Blutung oder in den anderen Säften. Der Arzt kannte kranke Leute; aber die Vorstellung von *entitativ*en Krankheiten, wie das die Medizingeschichte nennt, von Krankheiten als eigenen Entitäten – Masern und nicht Scharlachfieber –, die Vorstellung, dass es solche Dinge gibt, entstand erst nach der Reformation. Möglichkeiten, sie wirklich irgendwie zu definieren, gab es vor dem 18. Jahrhundert kaum. Deshalb kann man am Beispiel der Medizin ganz besonders deutlich erkennen, welchen Umbruch das instrumentelle Denken implizierte und nach sich zog. Traditionelle Ärzte – in der hippokratischen genauso wie in der galenischen Tradition – glaubten,

dass die Leute, ihre Patienten, ihnen von ihrer Natur erzählten. Die Menschen erlebten, fühlten, rochen und schmeckten ihre Natur; der Arzt war erfahren genug, um die Situation des Menschen zu begreifen, der vor ihm saß und dessen *conditio humana* aus den Fugen geraten war, in ein Ungleichgewicht, das die Natur zu heilen suchte. Es war, als würde der Arzt an einer griechischen Tragödie teilnehmen und wie der Zuschauer im griechischen Theater durch *mimesis*, durch Mitfühlen ein Gespür für den Anderen entwickeln. Die Idee der Gesundheit gab es nicht, sondern nur die Vorstellung von der Natur, der es mehr oder weniger gelang, sich fortwährend selbst zu heilen. Und was tat der Arzt? Durch Ratschlag, durch Mitgefühl, durch die Macht des Wortes, des heilenden Wortes, und wohl durch etwas geriebene Koralle oder Quecksilberpillen – die hochgradig giftig waren, wie wir heute sagen würden – ermutigte und bestärkte er die Natur, ihre eigene Heilkraft einzusetzen. Heute können wir uns die Funktion eines Arztes schwerlich so vorstellen. Wir denken immer, dass er das Handwerkszeug seiner Zunft einsetzt, um am System oder am Subsystem des Patienten, das nur er kennt und nicht der Patient, etwas zu machen. Deshalb bieten mir die Medizin und die Geschichte der Medizin eine besondere Möglichkeit, um über die Transformation der Selbstwahrnehmung – also auch des Ego – zu sprechen, die dadurch zustande kommt, dass wir Hilfe und Beistand ganz selbstverständlich als instrumentelle Beziehung akzeptieren.

CAYLEY: Du hast auch behauptet, dass diese technologische Epoche jetzt vorbei sei.

ILICH: Ja, schon ... säße hier bei uns ein ernstzunehmender, akademisch ausgebildeter Biologe, Mikrobiologe, Medizintechniker oder Diagnostiker, würde er sagen: Illich, wir haben uns um 180 Grad gedreht, wir sind einen großen Schritt abgerückt von der ausschließlich technologischen und instrumentellen Sicht des Menschen. Heute verstehen wir den Menschen als System, das heißt als komplexes Arrangement von Rückkopplungsmechanismen. Und das Grundlegende und Charakteristische eines Systems besteht darin, dass es sein Überleben sichert, indem es sich in einem Informationsgleichgewicht hält, das es lebensfähig macht. In dieser Weise denken die Experten heute über diese Rose hier, über dich und über den Kosmos. Alles ist ein System, das

sein Informationsgleichgewicht aufrecht erhält. Das Zeitalter, in dem Instrumentalität ein Schlüssel war, der zunehmend alle Türen öffnete, dauerte vom 12. Jahrhundert bis irgendwann in die Lebenszeit meiner Zuhörerschaft. Unter meinen Zuhörern gibt es niemanden, der nicht mit einem Bein im Zeitalter der Instrumentalität steht. Doch sie sind sich der Tatsache kaum bewusst, dass sie in das Zeitalter des Systems eingetreten sind, das ich gerade beschrieben habe und in dem man nicht mehr von einem Instrument sprechen kann. Der Computer hier auf dem Tisch ist kein Instrument. Es fehlt ihm genau das, was im 12. Jahrhundert als spezifisch für ein Instrument angesehen wurde: die Distalität zwischen dem Benutzer und dem Werkzeug. Einen Hammer kann ich nehmen oder liegenlassen. Das macht mich nicht zu einem Teil des Hammers. Der Hammer bleibt ein Instrument des Benutzers. Anders das System. In einem System wird der Benutzer, der Anwender durch die Logik des Systems zu einem Teil des Systems. Wie Heinz von Förster² sagte, als wir vor dreißig Jahren darüber zu diskutieren begannen: Ein Mann, der einen Hund ausführt, ist ein Mann-Hund-System – ein Cyborg, so würde man heute sagen. Deshalb will ich unbedingt betonen, dass wir zu unseren Lebzeiten die Epoche hinter uns gelassen haben, in der das Instrument das Bewusstsein von uns selbst, von der Welt und die philosophischen Erklärungen der Welt und der Sprache dominierte. Aber darin eine Rückwendung zum erlebten und wahrgenommenen Körper zu sehen, wäre ein schwerer Irrtum. Der System-Analytiker schreibt dem Patienten zu, was er oder sie *ist*, und das geht gewissermaßen über das hinaus, was unter der Dominanz des Werkzeugs möglich war. Der systemanalytische Mediziner schreibt einem Menschen immer komplexere Rückkoppelungen zu, von denen er die meisten, wenn nicht alle, nur auf der Grundlage von Statistiken kennt. Bei der somatischen Wahrnehmung, über die ich vorher sprach, benimmt sich der Arzt wie der Zuschauer einer Tragödie im Theater – durch die Klage des Patienten hört, erfasst und begreift er die bewegende Einzigartigkeit der sinnlichen Selbstwahrnehmung der Person, die vor ihm sitzt. Der System-Analytiker ist das genaue Gegenteil eines galenischen oder hippokratischen Arztes.

22. Umsonstigkeit

CAYLEY: Ich würde gerne schließen mit deinen Gedanken zum Leben in einer «Welt unempfänglich für Gnade», wie du es einmal genannt hast. Welche Praktiken, welche Haltungen sind notwendig, um mit Glauben in einer Welt zu leben, die selbst eine Perversion des Glaubens ist?

ILLICH: Wir beendeten unser letztes Gespräch mit deiner Bitte, ich solle das interpretieren, was man heute allgemein als den Beginn der Postmoderne bezeichnet. Ich habe dir erklärt, warum ich mich nicht in den Diskurs hineinziehen lassen will, der unter dieser Überschrift läuft. Ich kann als Beobachter und Historiker auch in anderer Weise über die Schwelle sprechen, von der viele Menschen spüren, sie sei in den frühen 1980er Jahren überschritten worden. Ich nenne sie das Ende des Zeitalters der vorherrschenden Instrumentalität. Das macht nur dann Sinn, wenn man den Begriff *instrumentum*, «Werkzeug», als Ideenhistoriker betrachtet – darüber haben wir bereits gesprochen. Zusammen mit Professor Carl Mitcham und anderen bin ich mittlerweile ziemlich sicher, dass die Idee des Werkzeugs im strengen Sinn etwas ist, das erst im europäischen Hochmittelalter auftaucht. Um es zu wiederholen und zusammenzufassen: wenn Plato oder Plinius über Werkzeuge oder Geräte sprechen, nennen sie diese *organon*. Sie nennen die Hand ein *organon*, den Hammer ein *organon* und auch die hämmernde Hand heißt *organon*. Das Werkzeug ist eine Verlängerung des menschlichen Körpers. Im 12. Jahrhundert bemerken wir, dass sich, zum Teil unter arabischem Einfluss, zunehmend ein Bewusstsein dafür herausbildet, dass bestimmte Gegenstände menschliche Zwecke verkörpern können oder ihnen solche zugeschrieben werden. Der Vorsatz, etwas zu tun, kann von der Hand zum Hammer übergehen. Der Hammer kann als etwas angesehen werden, das zum Hämmern gemacht ist, das Schwert zum Töten, egal, ob der Hammer von einem Handwerker oder einem kleinen Mädchen oder einer Mühle zur Hand genommen wird – in dieser Weise beginnt man im 12. Jahrhundert darüber zu sprechen. Das Schwert kann zum Töten oder zum Kriegführen dienen, ganz gleich, ob derjenige, der es

anfasst, ein Edelmann ist, der für das Schwert geboren wurde, oder irgendein Bauer, der im Schwertkampf unterrichtet worden ist. Ich glaube, dass diese Unterscheidung zwischen Werkzeug und Benutzer für die Epoche charakteristisch ist, die meiner Überzeugung nach in den 1980er Jahren zu Ende ging. Es besteht eine Distanz – ich verwende den spezifischen Ausdruck «Distalität» – zwischen der Hand, dem Benutzer und dem Instrument, das die Aufgabe ausführt. Diese Distalität verschwindet wieder, wenn der Hammer und der Mann oder der Hund und die Leine, die der Mann hält, als ein System interpretiert werden. Man kann nicht mehr davon sprechen, dass zwischen dem Betreiber und der Maschine ein Abstand liegt, weil laut Systemtheorie der Administrator ein Teil des Systems ist, innerhalb dessen er steuert und reguliert.

Warum erinnere ich dich nochmals an meine Überlegungen zur Epoche der Instrumentalität und an meine Behauptung, dass sie zu Ende gegangen ist? Mit der wachsenden Vorherrschaft der Instrumentalität in dieser Zeitspanne von 800 Jahren wurde es gewiss, offensichtlich und natürlich, dass immer dann etwas zustande gebracht wird, wenn es mittels eines Instruments zustande kommt. Das Auge wird als Instrument wahrgenommen, um das zu registrieren, was vor mir ist; die Hand wird als Werkzeug betrachtet und als ein Instrument bezeichnet, das durch evolutionäre Entwicklung geformt wurde. Die Liebe ist ein Mittel zur Befriedigung. So wie es fast undenkbar wird, mich durch ein «Soll» leiten zu lassen, das nicht durch irgendeine Norm bestimmt ist, so wird es auch undenkbar, dass ich ein Ziel verfolgen könnte, ohne zu diesem Zweck ein Instrument zu verwenden. Mit anderen Worten: Instrumentalität bringt innerhalb der Gesellschaft eine ungewöhnlich starke Intensität der Zweckgerichtetheit mit sich. Und mit dieser zunehmenden Instrumentalisierung in der westlichen Gesellschaft geht der Mangel an Aufmerksamkeit einher für das, was man traditionell «umsonst» nannte. Gibt es ein anderes Wort für die zweckfreie Handlung, die eben nur getan wird, weil sie schön, gut und passend ist, aber nicht, weil man mit ihr etwas erreichen, errichten, verändern, verwalten will? Du hast mich gebeten, über eine gnadenlose Welt zu sprechen, und mir scheint, dass das geläufige Wort für das Gegenteil von zweckgerichtetem Handeln das absichtslose Handeln ist. Im Deutschen erfand ich das Wort *Umsonstigkeit* für solche Absichtslosigkeit, und es scheint hängen geblieben zu sein, auch wenn es in keinem Wörterbuch steht.

Ich bin also der festen Überzeugung – und ich kann das untermauern, indem ich auf bedeutende Denker und Autoren unseres Jahrhunderts verweise –, dass der Verlust der Umsonstigkeit einen Aspekt der Moderne bildet. Einer der tiefer liegenden Gründe dafür ist, dass die Philosophen seit der Aufklärung im Großen und Ganzen nicht mehr über Ethik und Moral als Suche nach dem Guten sprechen, sondern zunehmend über Werte. Über die Ersetzung des Guten durch Werte haben wir bereits gesprochen. Werte stehen immer in Beziehung zu Effektivität und Effizienz, also zu einem Mittel, einem Werkzeug, einem Zweck. Am Ausgang der Moderne ist es sehr schwer geworden, sich ein Tun vorzustellen, das schön und gut ist, ohne in irgendeiner Weise zweckbezogen zu sein. Worauf es mir ankam, als ich mit dir über die Abwesenheit eines Sinnes für Gnade sprach, bezog sich auf dieses Fehlen eines Sinnes für das Absichtslose, Umsonstige. Um unser Hauptbild, unseren leitenden *topos*, den Samariter, wieder aufzugreifen: der Samariter handelt, weil sein Tun gut ist, nicht weil dieser Mann gerettet oder nicht gerettet werden kann, nicht weil dieser Mann medizinische Hilfe benötigt oder Essen braucht, sondern weil er – einmal angenommen, ich sei der Samariter – mich braucht. Was die Gegenwart des verprügelten Juden im Bauch des Samariters hervorruft, ist eine Antwort, die nicht zweckgerichtet ist, sondern umsonst und gut. Und ich behaupte, dass die Wiedergewinnung dieser Möglichkeit die eigentliche Frage ist, um die es hier geht – nämlich die Möglichkeit, dass ein schönes und gutes Leben vor allem ein Leben der Umsonstigkeit ist, und dass Umsonstigkeit etwas ist, das erst aus mir fließen kann, wenn es durch dich eröffnet und herausgefordert wird.

CAYLEY: Das Ende der Instrumentalität, die Erkenntnis, dass ich ein Mann-Hund-System bilde, wenn ich mit meinem Hund spazieren gehe, haben viele als befreiende Perspektive verstanden, als eine Überwindung von Entfremdung, durch die ich mich selbst wieder als Teil der Welt, als Teil der Natur verstehe. Als ich jünger war, habe ich zunächst die Systemtheorie als befreiend empfunden ...

ILLICH: ... Bateson ...¹

CAYLEY: ... Bateson etc. Warum siehst du das nun so anders?

ILLICH: Meine erste Antwort aus dem Bauch heraus wäre, ich bin der Herr dieses Viehs. Er ist nicht «Herr Hund». Um mich zu verteidigen, brauchte ich einmal einen Hund. Ich behandelte das Tier, das ich abrichten musste, mich zu bewachen und zu verteidigen, als Herrn Hund. Ich musste ihn weggeben, weil man so nicht mit einem Tier umgeht. Auf einer tieferen Ebene würde ich aber einfach sagen, dass ich nicht unter ein System subsumiert werden kann. Ich bin kein System, weder ein Immunsystem, das ein unabhängiges Subsystem im Welt-System ist, noch kann ich völlig in dem aufgehen, was sich mittels Systemanalyse analysieren lässt. Die Systemanalyse würde Liebe, Nächstenliebe als Rückkopplung erklären; und in der Tat habe ich vor kurzem irgendeinen theologischen Unsinn maßgeblicher Leute gelesen, die erläuterten, was für spezielle Rückkopplungen vor sich gehen, wenn man die Werke des Glaubens, der Hoffnung und der Nächstenliebe vollbringt. Diese Menschen haben das konkrete Gefühl von sich selbst verloren, von sich als dem Geheimnisvollen, das wir sind, ein «ich», das leibhaftig ist – mein ganzes *soma* ist «ich» – frei und unabhängig. Die Systemtheorie ist ein nützliches Mittel, um bestimmte Vorgänge zu analysieren, aber wenn man ihr keine Grenzen setzt, dann hat man die scheußlichste Erklärung ... Zeichne drei Kästchen und vier Pfeile, um zu zeigen, wie sie sich aufeinander beziehen.

CAYLEY: Wie kann man dann großzügig in einer Welt wie dieser leben?

ILLICH: Freunde, Freunde ... Großherzigkeit, einfach so, weil es mich freut, um deinetwillen ...

CAYLEY: Erfordert das eine gewisse asketische Haltung?

ILLICH: *Askesis* ist das alte Wort für Übung, für Wiederholung. Was hier nötig ist, denke ich, ist ein Wort, das heute schwer auszusprechen ist: Tugend – die wiederholten Werke des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, wodurch du langsam psycho-physisch eine Leichtigkeit gewinnst, sie zu tun. Und um selbst auf eine disziplinierte Weise zu leben, ist *askesis*, Selbst-Schulung, durchaus von Bedeutung, auch wenn nochmals gesagt werden muss, dass für unsere Zeitgenossen Übung immer instrumentelle Zwecke beinhaltet, und darüber spreche ich eben gerade nicht. Es ist seltsam, dass es im modernen kalifornischen Eng-

lisch leichter ist, über *yoga* zu sprechen als über *askesis*. Aber das Wort *askesis* bedeutete 2000 Jahre lang ungefähr das, was *yoga* heute in der westlichen Welt meint.

CAYLEY: Vorhin hast du angedeutet, dass sich durch das Ende des Zeitalters der Instrumentalität neue Möglichkeiten eröffnet haben ...

ILLICH: Ich denke schon. In dieser Welt könnte ich keine bessere Situation finden, um mit denen zu leben, die ich lieb habe, und das sind eben Menschen, die sich zutiefst der Tatsache bewusst sind, dass sie eine Schwelle überschritten haben. Und weil sie nicht mehr so tief vom Geist der Instrumentalität oder der Zwecklosigkeit durchdrungen sind, können sie verstehen, was ich mit Umsonstigkeit meine. Ich glaube, es ist heute möglich, verstanden zu werden, wenn man von «Umsonstigkeit» spricht. In ihrer schönsten Blüte bedeutet sie Lobpreis, Freude aneinander. Und deshalb entdecken Menschen, die nach einer neuen Orthodoxie² suchen, dass es die Botschaft des Christentums ist, dass wir miteinander leben und so die Tatsache preisen, dass wir sind, wer wir sind und wo wir sind, und dass Reue und Verzeihen zu dem gehören, was wir feiern, und zwar doxologisch, in der Lobpreisung der Dreifaltigkeit.

CAYLEY: Mit Lobpreis ...

ILLICH: Ja.

CAYLEY: Ich habe keine Fragen mehr.

ILLICH: Ich danke dir.

CAYLEY: Hast du noch mehr Antworten?

ILLICH: Ich hoffe, niemand hält, was ich gesagt habe, für Antworten.